

# Briefe an eine moderne Frau

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748017>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

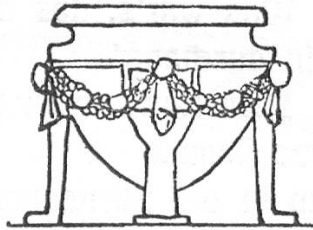
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Wie Eis und Ruh am Alpenkamm  
 Ein Firnlicht adelnd hellt,  
 Strahl' einlt, ein Leidenspentagramm,  
 Mein Stirnbein in die Welt . . .  
 Reicht mir ein Schwert! So steht mein Bild  
 Licht spähend auf der Wacht!  
 Mein Spiegel ist ein Feindeschild —  
 Zeigt her, ob Ruffen lacht!“

Carl Friedrich Wiegand.



## Briefe an eine moderne Frau.

Von F. D. Schmid.

II.\*)

**W**erehrte Freundin! Es ist lange her, daß diese Briefe geschwiegen haben. Aber nun ich fern von ihnen hier in Wien auf meinem Zimmer sitze und über die Dächer und Türme der alten Kaiserstadt hinwegblide, will ich versuchen, den abgebrochenen Faden wieder aufzunehmen. Ich habe dabei absolut nicht die Intention, mich „geistreich“ gebärden zu wollen, und Sie werden mir das nachsehen. Der Schritt vom Geistreichen zum Banalen ist ja nicht größer als der vom Erhabenen zum Lächerlichen, und wenn man ein so unheimlich scharfes Auge für alles Banale hat wie Sie, wäre die Sache sowieso etwas gewagt.

Wir treiben auch hier dem Frühling entgegen. Eine weiche wohlige Luft voll Lenzeshoffnungen liegt über der Stadt, ein Sonnenstrahl fällt breit durchs Fenster auf meinen Schreibtisch, bleibt einen Augenblick zitternd auf einem gewissen Bilde stehen und verschwindet dann wieder. Wie verloren klingen von irgendwo her die halbverwehten Töne eines Klaviers herüber, alles weiche, getragene Walzerklänge: Zigeunerbaron, Fledermaus, Vogelhändler, An der schönen, blauen Donau, immerfort, immerfort ohne Ende. Alles ist so weich und verloren, es

\*) Siehe Heft 21, Jahrgang I.

ist, als ob man auf einer der still und selig durchs tiefe Blau dahinziehenden Wolken säße und träumend auf die Welt heruntersähe. Aus dem verschwimmenden Duft der Ferne treten leise die Erinnerungen, winken mit der Hand und grüßen und verschwinden dann wieder, jetzt steht eine Gestalt ganz im Licht, eine andere unklar daneben, silberne Berggipfel, lichte Weiten, weiße, selige Schneefelder, dann wieder blaue Seen und grüne Matten voller Blumen und Sterne, all das klingt zusammen und zieht traumhaft durch die Seele, es ist wie ein Meer von vertrauten Bildern und Tönen . . .

Sie sehen, ich habe die alten Erinnerungen und die alten Bekannten nicht vergessen, und Sie dürfen mir glauben, daß ich recht oft an alle und besonders auch an Sie gedacht habe. Wie heißt's doch im „Pear“: „Die Sterne, die Sterne bilden unsere Sinnesart.“ Es brauchen ja nicht immer jene strahlenden Gebilde zu sein, die wir am tiefblauen Nachthimmel bewundern, es können ja auch irdischere Wesen sein. Ich sehe ein Lächeln um Ihren Mund spielen, etwas spöttisch vielleicht und dann doch wieder verstehend und ein Wort auf Ihren Lippen: Träumer! Vielleicht auch Poet! Mit dem Träumer haben Sie wohl recht. Auch etwas nachdenklich bin ich. Wissen Sie warum? Ich bin heute von einem Abstecher ins Ungarische zurückgekehrt, und wie ich von Bozsony her die große Ebene vor der österreichischen Grenze durchfuhr, ist mir auf einmal der arme Lenau eingefallen. Mit fast schmerzlicher Klarheit habe ich da empfunden, wie sehr seine Dichtungen voll tiefsten Leidens und nimmerendender Schwermut in diese mit dunklen Stimmungen gesättigte Gegend passen; ich sah ihn mitten drin stehen, das Gesicht krampfhaft verzogen, die schwarzen Haare wirr in die hohe bleiche Stirn hineingestrichen, die Hände verzweiflungsvoll zum Himmel erhoben, der für seinen Schmerz kein Erbarmen, für sein Flehen keine Antwort hatte.

Ein Narr des Glücks! „Der Himmel ist über uns allen und es sind Seelen, die müssen selig werden und andere, die müssen nicht selig werden.“ Sehen Sie, über die Menschen habe ich dann auf der ganzen Reise nachdenken müssen, die nicht selig werden können, niemals, ein ganzes langes Leben hindurch, Menschen wie der unglückliche Lenau und . . . Doch wozu die Vergleiche? Sie wollen ja von Wien etwas hören und nicht von dem armen Irrsinnigen zu Döbling, dem seine Liebe den Verstand geraubt hat.

Mit was soll ich Wien nur vergleichen, diese Stadt meiner Seele? Ich glaube, sie läßt sich überhaupt nicht vergleichen! Denken Sie sich eine weiche lockende Musik, viel Streichinstrumente und wenig Bläser, helles Klingen und Singen der Geigen, dazwischen melancholisch sehnsüchtige Laute des Cellos, fortwährend aufklingende wiegende Walzer-

tatte, ein Ziehen und Schweben, leichtsinniges Lachen und Frohlocken, vermischt mit Tränen, verlorenem Schluchzen und schwermütigen dunklen Gefängen. Das ist Wien, diese Welt voll Grazie und Leichtsinn, voll Liebe, Schmerz und Seligkeit, voll Lebenslust und Lebenstragik, alles durchzogen von einem weichen träumenden Zug, von einem stillen Dahinfließen ohne Ende. Ein altes Lied summt mir im Ohr, das ich einmal als Knabe gehört habe und damals gedankenlos nachsang: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wean!“ Heute verstehe ich es.

Die Menschen hier haben alle etwas Gemütvolleres, Ruhiges an sich, etwas Umständliches in den Bewegungen und dann doch wieder etwas geistvoll Lebendiges. Das Hastige, nervös Unruhige der Großstadtmenschen fehlt ihnen fast ganz. Unter den Frauen sieht man auffallend viele schöne Gesichter und Gestalten, mit vollen weichen Linien und Formen, vielfach auch den Typus „süßes Mädel“, den Arthur Schnitzler — der bedeutendste Dichter, den Österreich zurzeit besitzt und einer der größten unter den Lebenden überhaupt — so meisterhaft gezeichnet hat. Sie kennen ja wohl die „Liebele“, aber vielleicht weniger den entzückenden „Anatol“. In diesem Buche haben Sie Wien, wie es weint und lacht, wie es liebt und scherzt und treulos verrät und sehnsüchtig träumt und über allem mit großartiger Könnerschaft festgehalten jene feinen und feinsten Stimmungen, die diese Wesensseite der unvergleichlichen Donaustadt in uns auslöst. Ein Menschenkenner hat dieses Buch geschrieben und ein Dichter dazu, einer mit Nerven so fein wie Spinnfäden und mit einer Kunst, das seelisch Subtilste darzustellen, die unter den Lebenden kaum ihresgleichen hat. Im Mittelpunkt all dieser scheinbar so leicht hingeworfenen Szenen und Gespräche steht Anatol, ein etwas leichtsinniger und etwas schwermütiger junger Mann, der zuviel Innerliches hat, als daß man ihn schlechtweg einen Lebemann nennen könnte und doch zu wenig seelischen Halt, um nicht ein Spielball aller möglichen Stimmungen und Gefühle zu sein. Einer, der das Leben zu trügen meint und von ihm selbst betrogen wird, weil er jeden Gedanken wieder in seinen viertel Weisheit und seine dreiviertel Feigheit zerlegt, ein Repräsentant jener überfeinerten und doch vielfach wieder oberflächlichen Großstadtkultur, die langsam, aber sicher dem Niedergang zutreibt. In der „Liebele“ finden wir ihn wieder als Studenten Frik. Wenige Stunden vor dem Duell, von dem er weiß, daß er nicht lebendig zurückkehrt, drängt es ihn nochmals sein „süßes Mädel“, die an ihm mit ganzer Seele hangende schlichte Violinspielertochter Christine, aufzusuchen — nebenbei gesagt, eine der schönsten und zugleich rührendsten Mädchengestalten, die je ein Dichter geschaffen hat. Da sagt er in dem bereits von Todesschauern durchwehten, kleinen dämmerigen Raum schwermütig: „Sprich nicht von Ewigkeit. Es gibt ja vielleicht Augen-



blicke, die einen Duft von Ewigkeit um sich sprühen — . . . . Das ist die einzige, die wir verstehen können, die einzige, die uns gehört.“ Und weiterhin: „Jetzt bin ich nahe daran, zu glauben, daß hier mein Glück wäre, daß dieses süße Mädel — (er unterbricht sich) aber diese Stunde ist eine große Lügnerin.“ So lügt ihm alles im Leben, lügt ihn zuletzt aus dem Leben hinaus ins — Grab.

Kostbar ist im „Anatol“ die „Frage an das Schicksal“. Anatol spricht zu seinem Freund Max von seinem süßen Mädel Cora, in das er rasend verliebt ist und von dem er ahnt, daß es ihn betrügt: „Immer sind diese Frauenzimmer uns untreu. Es ist ihnen ganz natürlich . . . sie wissen es gar nicht . . . So wie ich zwei oder drei Bücher zugleich lesen muß, müssen diese Weiber zwei oder drei Liebchaften haben.“ Max fragt ihn, mit wem sie ihn betrüge. Anatol antwortet: „Weiß ich's? Vielleicht mit einem Fürsten, der ihr auf der Straße nachgegangen, vielleicht mit einem Poeten aus einem Vorstadthause, der ihr vom Fenster aus zugelächelt hat, als sie in der Früh vorbeiging! Oh! es bringt mich zur Raserei. Wenn ich auf den Knien vor ihr läge, und ihr sagte: Mein Schatz, mein Kind — alles ist dir im Vorhin verziehen — aber sag' mir die Wahrheit — was hälfe es mir? Sie würde lügen wie vorher — und ich wäre soweit als vorher. Hat mich noch keine angefleht: „Um Himmels willen! Sag mir . . . . bist du mir wirklich treu? Kein Wort des Vorwurfs, wenn du's nicht bist; aber die Wahrheit! Ich muß sie wissen“ . . . Was hab' ich darauf getan? Gelogen . . . . ruhig, mit einem seligen Lächeln . . . . mit dem reinsten Gewissen. Warum soll ich dich betrüben, hab ich mir gedacht? Und ich sagte: Ja, mein Engel! Treu bis in den Tod. Und sie glaubte mir und war glücklich! — Aber ich glaube nicht und bin nicht glücklich. Ich wär' es, wenn es irgend ein untrügliches Mittel gäbe, diese dummen, süßen, hassenswerten Geschöpfe zum Sprechen zu bringen oder auf irgend eine andere Weise die Wahrheit zu erfahren . . . Aber es gibt keines außer dem Zufall.“

Max rät dem Zweifler, Cora zu hypnotisieren und sie dann nach der Wahrheit zu befragen. Anatol willigt sofort ein, und als Cora kommt, versetzt er sie in hypnotischen Schlaf. Nun hat er die „Frage an das Schicksal“ frei, nun kann er erfahren, ob er allein geliebt oder betrogen wird und mit einem Schlage all den quälenden Zweifeln ein Ende machen, aber — nun wagt er nicht, die verhängnisvolle Frage zu stellen. Er fürchtet sich vor der Gewißheit, er will lieber ein Glück mit abgebrochenen Masten und zerfetzten Segeln als einen völligen Untergang. Er weckt Cora wieder auf. Sie fragt ängstlich und in einem Tone, der das schlechte Gewissen deutlich verrät, was sie im Schlaf gesprochen habe. Anatol antwortet: „Ja . . . zum Beispiel, daß du mich

liebst.“ „Aber schau,“ sagt sie, „das hätte ich dir ja auch im Wachen sagen können.“ Küsse und Umarmungen. Max empfiehlt sich und sagt im Weggehen: „Eins ist mir klar: Daß die Weiber auch in der Hypnose lügen.“ Jamos, nicht?

In dieser glänzenden Art der psychologischen Ausdeutung und Analyse, verbunden mit der feinsten Stimmungs- und Sprachkunst, ist das ganze Buch geschrieben, ein Buch, das nur auf Wiener Boden geschaffen werden konnte, von einem so bedeutenden Dichter, wie es Arthur Schnitzler ist.

Im Theater manches gute Alte und manches weniger gute Neue gesehen. „Faust“, der ewig junge, ist am Burgtheater wieder an meiner Seele vorbeigezogen und wie damals, als ich noch ein ganz junger Mensch tage- und nächtelang über diesem Buche saß und es förmlich austrank, hat mich das ungeheure titanische Ringen dieses Menschen nach dem, was über irdische Erkenntnis hinausgeht, seine glühende Sehnsucht nach dem Letzten, die ihn an der Seite jener stets verneinenden dunklen Macht ruhlos und friedlos durchs Leben peitscht, bis ins Innerste hinein erschütterte. Wieder durfte ich der schönsten Mädchengestalt der deutschen Dichtung, dem blonden Gretchen, in das unschuldige Kinderantlitz schauen. An ihrer Seite lebte ich in Marthens Garten nochmals alle Seligkeiten des Daseins mit und ließ im dunklen Kerker wiederum alle Schauer der Hölle über mich ergehen, wenn diese in unendlichem Weh zusammengebrochene Seele das „Heinrich! mir graut's vor dir“ herausstößt.

„Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug tat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnot vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch das Elend dieser einzigen; du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!“

Wo findet sich eine gewaltigere Sprache, wer hat auf der weiten Erde etwas Ewigeres geschrieben, als dieses Gedicht? 's ist halt doch etwas Großes um die Kunst, trotz der gegenteiligen Versicherungen des Herrn Bierbrauereibesizers Wutke aus Berlin und des Herrn commis-voyageur Rosenblüth in Zürich.

Im Deutschen Volkstheater, dessen Aufführungen moderner Stücke hinter denen des Burgtheaters keineswegs zurückstehen, ging des Simplizissimusredakteurs Ludwig Thoma neue Komödie: „Moral“ über die Bühne. Das Stück illustriert die alte Wahrheit, daß, wer die Moral beständig im Munde führt, in der Regel in umgekehrtem Verhältnis zu deren Besitz steht, in etwas handgreiflicher und abgebrauchter, aber immerhin ganz lustiger Weise. Man amüsiert sich wenigstens einen

Abend lang, und mehr wollen ja die modernen Stückschreiber nicht. Jedenfalls kenne ich von Thoma weit besseres als diese moralische Unmoralität. Das gleiche ist von Gerhart Hauptmann und seiner in der Burg gespielten Novität „Grifelda“ zu sagen, worin er den von Kleist im „Rätchen von Heilbronn“ in so unvergleichlich schöner, von Friedrich Salm und Genossen in „Grifeldis“ in unvergleichlich leichter Weise behandelten Grifeldisstoff ziemlich unglücklich wieder aus dem Essig zog und in Tinte und Königsblau tauchte.

Als Entschädigung dafür in der Hofoper zwei wundervolle Auführungen der „Bohème“ und der „Madame Butterfly“ von Puccini. Bravo Maestro, an deiner Wiege sind sicher die Musen gestanden! Zwar summt mir seit acht Tagen beständig das Duett Rodolfos und Mimis „Ich lieb' dich sehr“, durch den Kopf, aber das ist nicht deine Schuld, so wenig wie die etwas schwermütigen Gedanken, die nachher fast immer darauf folgen . . . .

Schöne Freundin, kennen Sie das Bild „Heure sombre“ von Marchetti? Wenn ich nicht irre, hat es im Pariser Salon von 1907 einen ersten Preis erhalten. Ein junger Maler sitzt in einem halbdunklen Atelier — den Kopf müde in die Hand gestützt, den Körper vorgebeugt — und starrt mit brennenden Augen auf die Leinwand vor ihm auf der Staffelei. Wer ist es? Vielleicht jemand Gleichgültiges, vielleicht eine Geliebte, die ihn treulos verlassen hat, vielleicht eine leichtgeschürzte Königin der Bretter und vielleicht, wer weiß, der Traum seiner Seele, das, was die Sehnsucht seiner Jugend und die Hoffnung seiner Jugend alles an Wunderbarem zusammengetragen haben zu einem Bild, das er mit Träumen schmückt, die königlicher als der junge Tag und leuchtender als die Sonne sind, und vor dem seine Seele in bewundernder Anbetung auf den Knien liegt. Aber vielleicht empfindet er gerade in diesem Augenblick, daß dieses Bild nie Wahrheit werden wird, daß es nur ein Wahn ist, von der Phantasie und der Sehnsucht eines Träumers gezeugt, in sanfter, mondschein heller Nacht geboren und vom harten Licht der Wirklichkeit wieder getötet . . . Und er starrt und starrt und das Dunkel schwillt und nirgends eine Küste, wo das Licht glänzt, wo Vögel singen und Blumen blühen und fröhliche Menschen wandeln, er ist allein in dem unendlichen schwarzen Meer, wo nur die Finsternis herrscht und das Grauen. Heure sombre! Kennen Sie sie, diese Stunden, wo uns die Sehnsucht und die Schwermut ans Kreuz schlagen, und nun hängen wir dran mit gebrochenem Leib und was noch schlimmer ist, mit gebrochener Seele. Vielleicht tut sich ein in der Sonne blinkendes Jerusalem vor uns auf, alle Farben des Lichts und des Lebens spielen durch die Luft, aber wir sehen sie nicht, wir sehen nur die Finsternis und den Riß, der vom Tempel durch



die ganze Welt geht. Ein Golgatha der Seele! Und der Schluß: „Es ist alles ganz eitel!“ Ein König hat's gesagt und ein Weiser dazu, und ein Neuerer hat ihm in „Niels Lyhne“ noch beredteren Ausdruck verliehen: „Es war das große Traurige, daß eine Seele stets allein ist. Es war eine Lüge, jeder Glaube an die Verschmelzung von Seele und Seele. Nicht die Mutter, die uns auf den Schoß nimmt, nicht der Freund, nicht das Weib, das an unserem Herzen ruhte . . .“

Es ist schon so. Im letzten Grunde sind wir immer einsam, immer! „Nicht die Mutter, die uns auf den Schoß nimmt, nicht der Freund, nicht das Weib, das an unserm Herzen ruhte . . .“ Unser innerstes Selbst, das geheimste Wesen unserer Seele, das kennt niemand, selbst die nicht, die uns am nächsten stehen. Kennen wir uns denn selbst? Sind wir uns nicht oft in unserem Tun und Lassen ein Rätsel und sehen verwundert den Komödien und Trauerspielen zu, die unsere Seele auf dem Theater des Lebens aufführt? Und erst wenn der fünfte Akt zu Ende gespielt ist und der Vorhang gefallen, werden wir uns bewußt, daß wir selbst dort auf der Bühne gestanden und als Possenreißer oder tragischer Held die meist etwas lächerliche Hauptrolle gespielt haben. Das ist es eben, wir kennen uns selbst kaum und tun deshalb oft gerade, was wir nicht wollen. Da kommen dann die klugen und erhabenen Leute und reden von einem „freien Willen“. „Eitles Prahlen! Wer lenkt sein Schicksal?“ Nicht wir lenken, es lenkt uns, es, das unerbittlich durchs Leben schreitende Schicksal. 's hilft nichts: „Leben heißt einsam sein!“ Als glückliche Frau und Mutter werden Sie vielleicht mit Horatio sagen: „Die Dinge so betrachten, hieße sie allzu genau betrachten“. Möglich, daß Sie recht haben. Es kommt vielleicht im Leben nur darauf an, wie die Dinge in einem Kopf sich spiegeln, nicht wie sie wirklich sind. Aber da der Mensch nun einmal das Produkt seiner Verhältnisse ist, so ist daran nicht viel zu ändern. Reden wir nicht mehr davon; auch das ist ganz eitel . . .

So geht das Leben hier vor sich. Leichtsinnes wechselt mit Schwermütigem, Fröhliches mit Traurigem, es zieht und rauscht vorbei der Erscheinungen Flucht, eine Stunde sprüht leuchtend auf und sinkt als strahlende Kugel wieder ins Meer, die andere bleibt im Dunkeln verborgen, in Finsternis getaucht und mit Trauer gekrönt, es ist ein ewig wechselndes Spiel von Licht und Schatten, von Scherz und Ernst, von Traum und Wachen und nur eines, das Bestand hat darin: Die Sterne! Leben Sie wohl, schöne Freundin und vergessen Sie's nicht: „Die Sterne, die Sterne bilden unsere Sinnesart! Hyeme et aestate et prope et procul usque dum vivam et ultra!“ Lassen Sie sich's überlesen. Ich verbleibe unterdessen mit vielen Grüßen der Ihrige.